

Leseprobe aus:

Angela Waidmann

Wolfstochter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Der Schrei des Tieres

Mein Atem dampft in der kalten Luft. Gefrorene Blätter knistern unter meinen Füßen, während ich vorsichtig, nach allen Seiten lauschend, durch das kahle Unterholz streife.

Was ist das?

Dort drüben, zwischen den dicken Wurzeln einer Eiche, leuchtet ein Paar heller Phosphoraugen auf, dann ergreift ein dunkles, kleines Tier blitzschnell die Flucht.

Ich atme tief ein, lasse die Luft durch meine Nase und über meinen Gaumen streichen und stelle erleichtert fest: Das war nur eine Katze.

Aber was tue ich eigentlich hier, in diesem dunklen Wald, mitten in der Nacht, ganz allein? Warum bin ich hier? Ich muss morgen in die Schule. Ich sollte dringend schlafen.

Über mir fliegt krächzend eine Krähe auf. Schnell schaue ich hoch und habe für einen Moment eine Vision, eine mir völlig fremde Vorstellung, von der ich sofort weiß, dass sie nicht in meinem eigenen Gehirn entstanden ist. Und ich weiß plötzlich, was der Vogel unter sich auf dem Waldboden sieht: einen großen, schlanken Hund, ein graues Tier mit spitzer Schnauze und leuchtenden, hellbraunen Augen.

Und diese Augen kenne ich, denn es sind ... es sind *meine eigenen!*

Entsetzt schaue ich an mir hinab und erkenne, dass ich auf vier Beinen stehe, und mein Körper ... hat ein dichtes, graues Fell!

Ich schreie auf, laut und voller Angst. Doch aus meiner Kehle kommt nur ein verzweifelttes, absolut unmenschliches *Heulen!*

«Lioba, wach auf! Wach doch endlich auf!»

Wie aus weiter Ferne dringt die Stimme meiner Mutter zu mir. Sie hat mich an der Schulter gepackt und schüttelt mich.

Verwirrt öffne ich die Augen und starre in ihr bleiches Gesicht.

«Mein Gott, was hast du denn nur Schreckliches geträumt?», fragt sie. «Du hast geschrien, als würde der blanke Horror über dich hereinbrechen.»

Genau so war es ja auch.

Ich öffne den Mund, bringe jedoch keinen Ton hervor, starre sie nur an, während ich mich mit meinen Händen, meinen nackten, *menschlichen* Händen, an ihre Schultern klammere.

«Lauter ... lauter Unsinn, fürchte ich», murmele ich schließlich mit Mühe.

Ich kann ihr doch nicht erzählen, dass ich gerade ein Tier war, ein Hund oder vielleicht sogar ein Wolf. Es kam mir so real vor, es fühlte sich beinahe wirklicher an als mein echtes Leben. Aber das kann ja wohl nicht sein.

Meine Mutter lächelt mir aufmunternd zu. «Hauptsache, du bist jetzt wieder in der Wirklichkeit angekommen. Bestimmt hat das Heulen dieses Hundes deinen Traum ausgelöst. Es hat mich nämlich auch geweckt, und dann hast du plötzlich angefangen, so fürchterlich zu schreien.»

Verdutzt schaue ich sie an. Ein Hund hat geheult? Na, dann habe ich wahrscheinlich ihm diesen unsinnigen Albtraum zu verdanken.

Langsam strecke ich mich. Mir tut alles weh, ganz so, als hätte ich im ganzen Körper Muskelkater. Merkwürdig, dieser Traum.

Selbst jetzt habe ich noch das Gefühl, als stecke mir *das Tier* in allen Knochen.

Meine Mutter streichelt mir liebevoll über meine verschwitzten braunen Haare. «Am besten, du schläfst jetzt einfach wieder ein, okay?» Sie steht auf, geht aus dem Zimmer und macht dabei das Licht aus.

Ich drehe mich auf die Seite und schaue aus dem kleinen Fenster, das genau auf der Höhe meines Kopfes in die Hauswand eingelassen ist. Aber das mit dem Einschlafen will noch nicht sofort klappen. Viel zu intensiv, viel zu erschreckend war mein Traum, als dass ich ihn gleich wieder vergessen könnte. Lange schaue ich noch hinaus in den dunklen, kahlen Winterwald, der gleich hinter unserem kleinen Garten beginnt.

Ich bin wirklich froh, dass wir hierher gezogen sind. Jahrelang hat meine Mutter einen Teil ihres Gehaltes als Leiterin des Stadtmuseums gespart, und nun haben wir

uns endlich unseren Traum vom eigenen Häuschen erfüllen können.

Okay, unser neues Zuhause musste hier und da ein bisschen renoviert werden. Trotzdem war es erstaunlich preiswert, vermutlich, weil es am Waldrand liegt und die Erben des verstorbenen Eigentümers Angst hatten, dass hier niemand wohnen möchte.

Aber wir finden unser Haus am Wald total romantisch. Angst habe ich hier bislang noch nie verspürt, zudem sind die Wohnungen unserer Nachbarn nicht weit entfernt. Mit dem Bus sind wir ziemlich schnell im Stadtzentrum, an Mutters Arbeitsstelle und meinem Gymnasium. Es ist alles in bester Ordnung. Eigentlich.

Wäre da nicht dieser eigenartige Traum, der mir durch Mark und Bein gegangen ist und mich nun nicht mehr loslassen will.

Ich seufze leise und versuche mich zu beruhigen.

Bestimmt haben mich auch die Geräusche, die durch das geschlossene Fenster hereindringen, irritiert: das Rauschen der Bäume, die Rufe der Vögel sogar mitten in der Nacht, das leise Knacken, wenn ein Tier durchs Unterholz streift ...

Und während ich aufmerksam lausche, fallen mir endlich die Augen zu.

Erschrocken fahre ich wieder hoch. Ganz in der Nähe, leise, aber deutlich, höre ich das Flattern von Flügeln, das Krächzen einer Krähe. Das klingt ja fast ... fast wie in meinem Traum!

Ich reiße die Augen auf.

Eine dunkle Katze sitzt still auf der Fensterbank und schaut mich mit phosphorgelben Augen aufmerksam an. Es scheint, als würde sie mich kennen.

«Hallo, Lioba! Du siehst ja aus wie durch den Fleischwolf gedreht. Hast du schlecht geschlafen?»

Es ist Viertel vor acht. Gerade ist Wiebke ins Klassenzimmer gekommen, und nun lässt sie sich auf ihren Platz neben mir fallen.

Sie hat richtig gute Laune, ganz im Gegensatz zu mir. Das heißt: Eigentlich hat Wiebke immer gute Laune, keine Ahnung, ob das daran liegt, dass ihre Eltern total reich sind, oder daran, dass sie so hübsch ist und die Jungs ihr reihenweise zu Füßen liegen. Aber vielleicht ist einfach nur ihr fröhlicher, lustiger Charakter der Grund. Jedenfalls strahlt sie mich jetzt an, als hätte sie gerade einen Sechser im Lotto gehabt.

«Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen», erkläre ich und lächle schief. «Ich fürchte, ich muss mich an die fremde Umgebung und an unser neues Haus erst noch gewöhnen.»

Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn in der letzten Nacht hab ich lange gebraucht, um den Schrecken darüber, dass ausgerechnet die Tiere aus meinem Traum an meinem Fenster aufgetaucht sind, zu überwinden. Irgendwann hatte ich mich zum Glück endlich selbst davon überzeugt, dass das nur ein dummer Zufall gewesen sein

konnte. Aber da schimmerte am Horizont bereits der erste Streifen Morgenlicht.

«Ist ja wohl voll verständlich», meint Wiebke. Und beginnt, von Rio Negro zu erzählen, ihrem Andalusierwallach. Ihre Eltern haben ihn ihr vor zwei Jahren geschenkt. Er ist wirklich ein tolles Pferd, bildschön, pechschwarz und mit einer langen, lockigen Mähne, die ihm fast bis auf die Brust fällt.

Wiebke liebt Tiere, genau wie ich. Doch in der kleinen Dreizimmerwohnung im siebten Stock, in der meine Mutter und ich bisher gelebt haben, waren Haustiere einfach nicht drin. Jetzt aber wollen wir uns endlich einen Hund oder eine Katze anschaffen.

Hm ... Ob ich vielleicht deswegen von einem Hund und einer Katze geträumt habe, weil ich mir so sehnlichst ein eigenes Tier wünsche?, überlege ich, während sich der Klassenraum langsam mit Schülern füllt.

Aber die Katze vor meinem Fenster, die war real. Die hab ich mir nicht eingebildet. Eine ganze Weile hat sie neben mir auf der Fensterbank gesessen und mich einfach nur seelenruhig angeschaut.

Vielleicht wohnt sie in einem der Häuser in der Nähe und wollte einfach nur herausfinden, wer die neue Nachbarin ist.

«Na komm», meint Wiebke. «Nun werd erst mal richtig wach. Bestimmt schläfst du in der nächsten Nacht wie ein Murmeltier.»

Vermutlich hat sie recht.

Ich lächle ihr zu: Ach, Wiebke, was täte ich nur ohne dich?

Wir beide kennen uns schon, seit wir sechs Jahre alt waren und gemeinsam die erste Klasse der Grundschule besucht haben. Vom ersten Augenblick an haben wir uns gemocht und hätten bestimmt die ganze Grundschulzeit über zusammengesessen, wenn uns die Lehrer nicht ständig beim Quatschen erwischt hätten. Nachmittags waren wir jedoch unzertrennlich.

Das sind wir bis heute, und inzwischen auch vormittags im Unterricht. Kein einziges Mal haben wir uns heftig oder über längere Zeit gestritten, immer waren wir füreinander da: Wiebke und ihre Eltern zum Beispiel für mich, als meine Mutter mit einer schweren Blinddarmentzündung ins Krankenhaus musste. Damals bin ich kurzerhand für zwei Wochen zu ihnen gezogen. Und ich habe Wiebke geholfen, als sie in der fünften Klasse heftige Schwierigkeiten in Mathe bekam. Damals habe ich jeden Nachmittag mit ihr Hausaufgaben gemacht und geübt. Jetzt steht sie schon lange wieder sicher zwischen drei und vier.

Wiebke ist wie eine Schwester für mich. Ich habe nämlich nur wenig Familie. Seit meine Mutter ihre Stelle am Stadtmuseum angetreten hat, wohnen meine Großeltern über fünfhundert Kilometer weit von uns entfernt; ich besuche sie nur manchmal in den Ferien. Und mein Vater ist gestorben, ehe ich geboren wurde. Meine Mutter hatte ihn noch gar nicht lange gekannt; sie hatte ihm nicht einmal sagen können, dass sie schwanger war. Er war Kanadier,

sie hatten sich in den Ferien kennengelernt. Über seine Eltern wusste Mama nur, dass seine Mutter damals bereits tot war und dass er zu seinem Vater schon lange keinen Kontakt mehr hatte.

Der Gong ertönt, die erste Unterrichtsstunde beginnt. Französisch!

Ich muss mich konzentrieren, egal, wie müde ich mich fühle.

Am späten Nachmittag, nach den Hausaufgaben und einem kleinen Schläfchen, verabschiede ich mich von meiner Mutter, ziehe meinen Anorak über und gehe hinaus. Ich möchte die Gegend erkunden.

Noch scheint die Sonne von einem wolkenlosen, frostigen Februarhimmel. Aber sie steht schon tief über dem Horizont; nicht mehr lange, und sie wird sich langsam orange und dunkelrot färben und dann untergehen, die ersten Sterne werden leuchten, und der Mond wird als schmale Sichel aufgehen.

Feiner Nebel ist aufgekommen. Geräuschlos streicht er über die vergilbten, mit weißem Reif überfrorenen Gräser und windet sich um die kahlen Sträucher und die dicken Baumwurzeln an meinem Weg.

Ich habe das Gefühl, als könne ich die winterliche Stimmung der Natur regelrecht spüren, ganz tief in mir drin. Die vielen Gerüche, der Duft des modernden Laubes, der feuchtkalten Erde und der eisigen Luft erscheinen mir heute Abend besonders intensiv. Beinahe komme ich mir

so vor, als wäre ich so etwas wie ein Teil dieses dunklen Waldes.

Rechts von mir, auf einem abgeernteten Feld, fliegt ein Schwarm Krähen auf.

Krähen ... Unwillkürlich muss ich an die letzte Nacht denken und schüttele mich.

Aber warum? Ich habe doch überhaupt keine Ahnung von Vögeln, und gekrächzt haben die Viecher auch nicht. Woher weiß ich dann eigentlich so genau, dass es wirklich Krähen sind?

Trotzdem bin ich mir ganz sicher.

Mir läuft ein Schauer über den Rücken, und ich werfe einen schnellen Blick auf meine Hände.

Nein, dort sprießen keine Haare, und meine Finger sind auch nicht drauf und dran, sich zu Krallen zu verkrümmen.

Natürlich nicht. Ich bin nicht in Hollywood, sondern im Spessart, dem größten zusammenhängenden Waldgebiet Deutschlands. Alles Unsinn! Meine Phantasie scheint mit mir durchzugehen.

Eine Weile spaziere ich noch am Waldrand entlang, doch dann wird es langsam dunkel, und mein Magen beginnt zu knurren. Mit eiligen Schritten kehre ich um. Bestimmt ist meine Mutter gerade wie jeden Abend dabei, etwas Leckeres für uns zu essen zu kochen. Und sicherlich ist sie bald damit fertig. Wird auch langsam Zeit. Inzwischen habe ich nämlich Hunger wie ein ...

Wie ein Wolf.

«Hi, Lioba», begrüßt mich Wiebke. «Du siehst heute viel besser aus als gestern. Gut geschlafen?»

Ich strahle sie an. «Ja, tatsächlich, Gott sei Dank.»

Um ehrlich zu sein: Ich habe sogar geschlafen wie ein Stein, ganz tief und fest und vollkommen traumlos.

Wenigstens kann ich mich an nichts erinnern.

Nicht einmal die Tatsache, dass beim Aufwachen wieder die schwarze Katze auf dem Fenstersims direkt vor meiner Nase saß, hat mich ernsthaft erschrecken können.

«Na also.» Wiebke lässt sich auf dem Stuhl neben mir nieder und packt den Atlas und das Geographiebuch aus. «Sag mal, hast du vielleicht Lust, heute Nachmittag mit mir auszureiten? Meine Mutter hat diese Woche nur wenig Zeit, und sie hofft, dass du sie mal wieder vertreten kannst.»

Jetzt strahle ich noch breiter. «Klar hab ich Lust. Rufst du mich an, wenn du mit den Hausaufgaben fertig bist? Dann können wir uns am Reitstall treffen.»

Sie nickt. «Einverstanden.»

Fröhlich summend hole auch ich meine Sachen aus der Tasche.

Wiebke und ich pilgern seit fünf Jahren an mehreren Tagen pro Woche zum Reitstall. Ein eigenes Pferd kann ich mir nicht leisten, aber ich kümmere mich sehr gerne um den hübschen, temperamentvollen Araber-Wallach Raisuli, wenn Wiebkes Mutter zu wenig Zeit für ihn hat.

Der Schulgong ertönt. Ich lege die Hefte und Bücher vor

mich auf den Tisch und werfe einen Blick aus dem Fenster. Es ist noch nicht richtig hell, und wie gestern Abend hängt feiner Nebel in der Luft. Aber ich bin mir fast sicher, dass der Himmel über dem Dunst fast wolkenlos ist. Bestimmt wird sich die Sonne in den nächsten Stunden ihren Weg zu uns bahnen. Sicher wird es ein herrlicher Tag zum Ausreiten und zum Glückhsein.

Das Gefühl, beobachtet zu werden, reißt mich aus meinen Gedanken. Schnell drehe ich mich um – und schaue in die dunklen Augen von Maurice, meinem Klassenkameraden, der zwei Bänke hinter mir sitzt.

Der wird ein bisschen rot, was bei seinen schulterlangen schwarzen Haaren besonders auffällt. Schüchtern lächelt er mich an, dann schaut er weg und beginnt mit auffälliger Konzentration seinen Bleistift zu spitzen.

Ich drehe mich wieder um, denn ich spüre, dass auch mir ganz warm im Gesicht wird.

Wiebke stößt mich mit der Fußspitze an. «Maurice sieht in der letzten Zeit ziemlich oft zu dir herüber», flüstert sie grinsend.

«Hm.» Das ist mir noch nicht aufgefallen.

«He, bist du etwa blind?», meint sie kopfschüttelnd.

Unser Geographielehrer unterbricht unser Gespräch, aber nicht meine Gedanken. Maurice, hmm ...

Maurice war von Anfang an in unserer Klasse. Besonders aufgefallen ist er mir eigentlich nie; anfangs war er einer der vielen Jungs, die uns Mädchen mit ihrer lauten, angeberischen und ein wenig groben Art ziemlich auf die

Nerven gegangen sind. Klar, dass wir mit «denen» nicht viel zu tun haben wollten.

In der letzten Zeit haben sich einige Jungs aber ein bisschen geändert. Manche von ihnen sind gar nicht mehr so übel. Aber auf Maurice war mein Blick bislang noch nicht gefallen. Er ist ein Jahr älter als ich, weil er als Sechsjähriger mit seinen Eltern aus Frankreich nach Deutschland umgezogen ist. Damals wurde er für die Schule ein Jahr zurückgestellt, damit er besser Deutsch lernen konnte.

In der letzten Zeit ist er ziemlich gewachsen; inzwischen gehört er zu den großen Jungs in meiner Klasse. Und wenn ich ehrlich bin: Maurice hat mächtig Charme. Wenn er will. Und sein süßes Lächeln ist mir total sympathisch. Aber dass er mich beobachtet, ist mir bisher wirklich noch nicht aufgefallen. Ob er wohl ... ob er etwa?

«Fräulein Ortenstein, ich habe mit Ihnen gesprochen!»
Huch! Herr Fiebig, unser Erdkundelehrer!

Mein Kopf fährt hoch, ich starre ihn an, ich habe nicht den leisesten Schimmer, was das Thema ist.

«Was habe ich gerade über die Klimaerwärmung gesagt?», fragt er mit ausdruckslosem Gesicht.

«Polkappen, Meeresspiegel», murmelt Wiebke mit fast geschlossenem Mund.

Im Vorsagen ist sie seit sieben Schuljahren sturmerprobt, wirklich einsame Spitze.

«Polkappen, Meeresspiegel», wiederhole ich rasch, doch dann fange ich mich und ergänze. «Sie sagten in etwa, dass

die Klimaerwärmung die Polkappen abschmelzen lässt, und zwar viel schneller, als die Wissenschaftler erwartet haben. Darum werden in den nächsten Jahren die Meeresspiegel erheblich ansteigen.»

Herr Fiebig zieht die Augenbrauen hoch.

«Richtig», meint er. «Na, dann hast du mir ja wohl doch zugehört. Dabei war ich mir fast sicher ...»

Er zuckt die Achseln und wendet sich der Tafel zu.

DANKE!, schreibe ich mit Bleistift auf den rechten Rand meines Heftes.

Wiebke nickt nur und kritzelt einen Smiley drunter.

«He, mach mal langsam!», keucht Wiebke hinter mir.

«Brrr», sage ich zu Raisuli, der in vollem Galopp regelrecht über den Waldweg fliegt. Dabei nehme ich die Zügel ein wenig an. Protestierend schnaubt mein Pferd, aber es wird brav langsamer und fällt in einen schnellen Trab.

Dabei hätte ich noch ewig so weiterreiten können! Zu spüren, wie sich der schlanke Körper dieses wunderbaren Tieres unter mir zum Sprung anspannt, während seine lange weiße, wehende Mähne in meinem Gesicht kitzelt und der Wind mir Tränen in die Augen treibt ...

Heute fühle ich mich so eins mit Raisuli wie schon lange nicht mehr. Bestimmt ist dieses herrliche Wetter ein Grund dafür. Den ganzen Nachmittag über hat die Sonne von einem wolkenlosen Himmel geschienen. Es ist zwar noch ziemlich kühl, aber ihr helles, freundliches Licht er-

innert mich trotzdem daran, dass schon in wenigen Wochen der Frühling beginnt.

Rio Negro, der mit seinem runden Galopp wie immer ein wenig hinter meinem windschnellen Araber zurückgeblieben ist, fällt schnaufend neben uns in Trab.

«Hach, war das schön», meint Wiebke und klopft ihm glücklich den Hals.

Wir lassen unseren Pferden die Zügel lang und reiten im Schritt weiter. Ich schließe die Augen und genieße die Sonnenstrahlen auf meinem Gesicht, bis ...

Es ist nur ein Gefühl, eine leise Ahnung, dass dort vorne, hinter der nächsten Kurve, irgendetwas nicht in Ordnung ist.

Bevor ich die Zügel annehmen kann, hält Raisuli abrupt an. Mit gespitzten Ohren, die Vorderhufe in den weichen Waldboden gerammt, bleibt er stehen.

«He, was ist?», fragt Wiebke, denn ihr Rio Negro will ebenfalls keinen Schritt mehr vorwärtsgehen.

«Keine Ahnung.»

Doch noch während ich das sage, rieche ich, ganz fein nur und noch weit entfernt, aber dennoch deutlich ...
Blut!

Mein Herz beginnt schneller zu schlagen.

Raisuli schnaubt, schüttelt den Kopf und scharrt aufgeregt mit einem Vorderhuf.

«Na gut», meint Wiebke und gleitet von Rio Negros Rücken. «Dann wollen wir mal nachsehen.»

Bei einem längeren Ausritt lassen wir unseren Pferden